

## Beschriftetes Bleitäfelchen aus einer raetischen Villa

Von Herbert Nesselhauf, Freiburg i. Br.

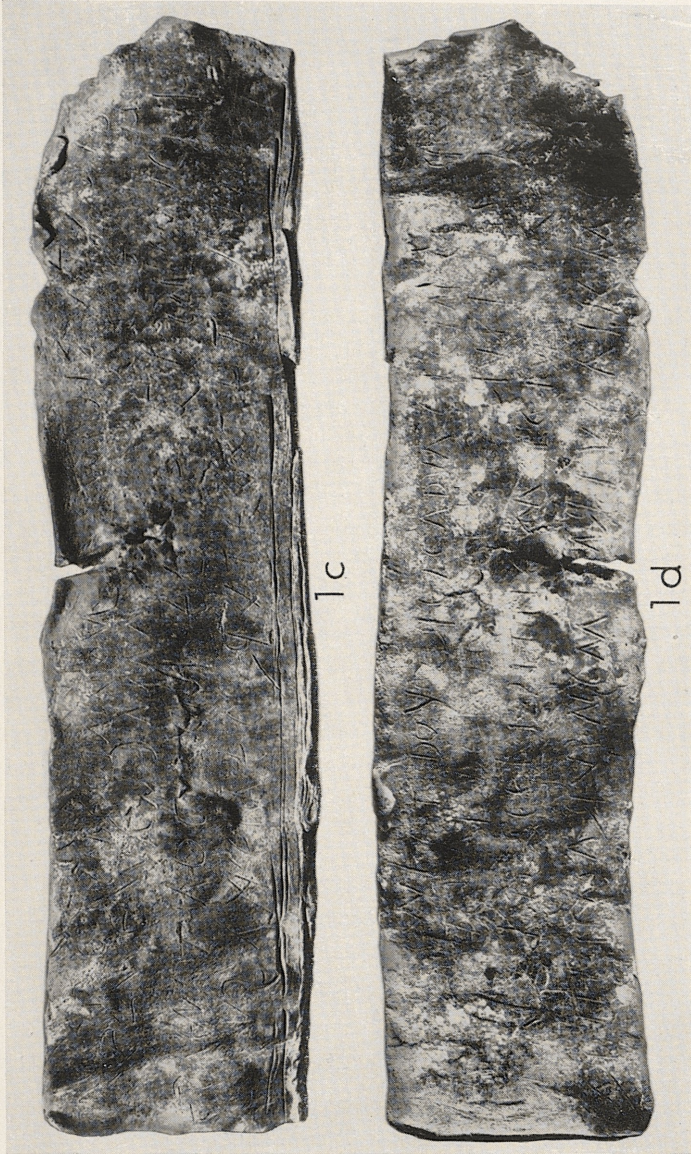
Bei Peiting (Ldkr. Schongau) wurde im Jahre 1956 bei der Freilegung eines römischen Gutshofes im Fundament eines Raumes vermauert ein Bleistreifen gefunden<sup>1</sup>, der sich nach der Reinigung als auf beiden Seiten beschriftet erwies. Der Streifen ist 17 cm lang, 4 cm breit und 0,2–0,3 cm dick, wird aber gegen Ende der einen Schmalseite etwas dünner. Von einem Werkzeug herrührende Beschädigungen an den Schmalseiten und Schneid- oder Meißelspuren an den Längsseiten lassen vermuten, daß das Blei zum Zweck der Beschriftung auseinander gebogen und zurecht geschnitten worden ist. Viel Freude an seinem Schreibmaterial hatte der Schreiber nicht, denn außer einem tiefen Einriß ungefähr in der Mitte des Täfelchens weist die Oberfläche beiderseits Sprünge, Kratzer und rauhe Stellen auf, Beschädigungen, die schon vorhanden waren, als er sich an die Arbeit machte, denn er wich ihnen beim Schreiben nach Möglichkeit aus. Die Buchstaben sind mit einem spitzen Gegenstand, vermutlich einem metallenen Stilus, in das Blei bald scharf und kräftig eingerissen, bald mit leichter Hand so flüchtig eingeritzt, daß man die einzelnen Striche mit bloßem Auge kaum wahrnehmen kann. Auch der Form nach sind die Buchstaben sehr ungleichmäßig, im unteren Teil jeder Seite, d. h. zu Beginn sind sie verhältnismäßig groß und weiträumig geschrieben, nach oben hin zunehmend gedrängter und kleiner. Im ganzen macht die Schrift einen unbeholfenen Eindruck, was aber wohl vor allem an dem ungewohnten Schreibmaterial liegt und daran, daß der Schreiber es für angebracht hielt, eine Art Geheimschrift anzuwenden, die ihm offensichtlich nicht recht von der Hand ging.

Die Entzifferung des Textes wird dadurch erschwert, daß nicht überall mit Sicherheit zwischen zufälligen Verletzungen der Oberfläche und den manchmal nur angedeuteten Schriftzeichen geschieden werden kann. Manche Stellen lassen sich nur bei scharfem, wechselndem Lichteinfall entziffern, bei manchen hilft auch das nicht. Da die photographische Wiedergabe (*Taf. 7–8*) unter diesen Umständen nicht mehr als einen ungefähren Eindruck vermittelt<sup>2</sup>, gebe ich eine Zeichnung bei, in der ich aufgenommen habe, was mir von der Hand des Schreibers herzurühren scheint, auch wenn ich es nicht sicher deuten kann (*Abb. 1*).

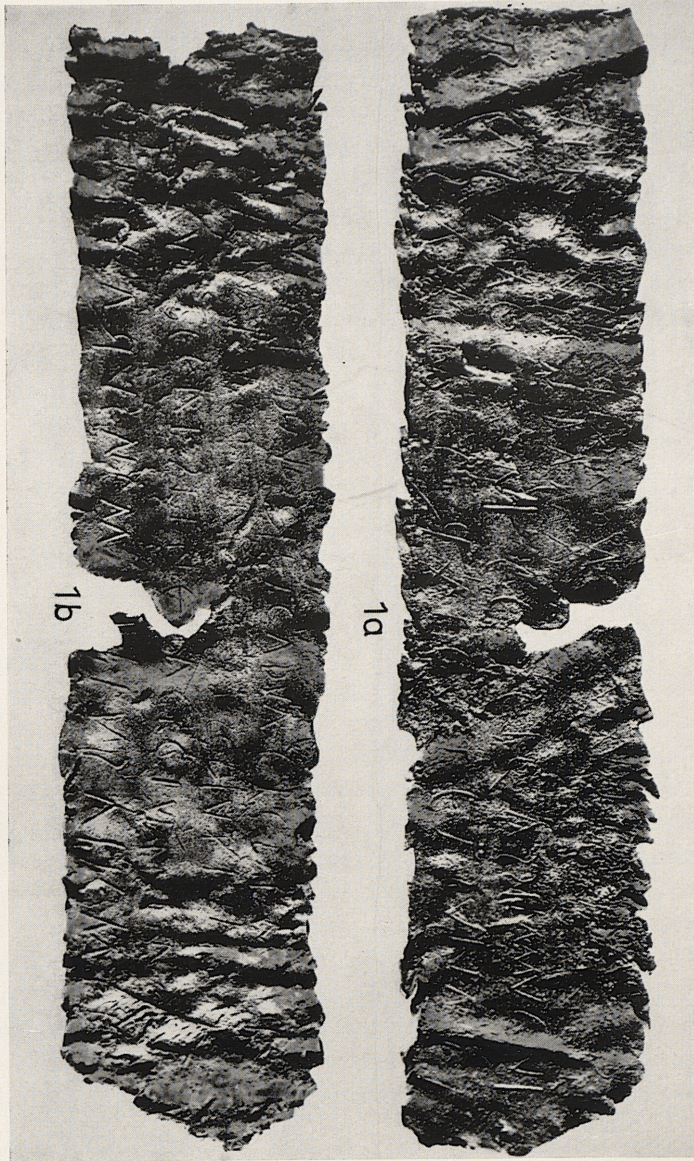
Die Schrift läuft auf beiden Seiten von rechts unten nach links oben. Auf der einen Seite (B) hat der Schreiber, weil er mit dem Raum nicht auskam, über der vierten Zeile auf der linken Hälfte des Streifens den Schluß des Textes eingekratzt. Der kryptographische Charakter der Schrift, der durch die Linksläufigkeit und den Aufbau von unten nach oben angestrebt ist, wird noch betont

<sup>1</sup> Fundbericht: Bayer. Vorgeschichtsbl. 22, 1957, 223 ff. Der Fund wird in der Prähistorischen Staatssammlung München verwahrt.

<sup>2</sup> Die Photographien *Taf. 7–8* reproduzieren sowohl das Original als auch Abformungen der Oberfläche der beiden Seiten, die mit Hilfe des Kollodiumverfahrens vom Bayerischen Landeskriminalamt hergestellt worden sind. Vgl. zur Technik der Abformung den Aufsatz von W. Specht und A. Nickenig im 14. Ber. d. Bayer. Landesamtes f. Denkmalpflege 1955, 63 ff., dem auch die Druckstöcke unserer *Taf. 7–8* entnommen sind. Für Inschriften dieses Typs scheint mir dies das beste Verfahren der photographischen Wiedergabe zu sein. Auch es ist aber nur ein unzureichender Ersatz für die Autopsie.



Peiting, Ldkr. Schongau. Bleitafelchen mit lateinischer Inschrift. Original im Zustand nach der Auffindung.  
1c = Seite B, 1d = Seite A der Abb. 1. M. etwa 1:1.



Peiting, Ldkr. Schongau. Bleitafelchen mit lateinischer Inschrift. Mit Colloidumlack abgeformte und versilberte Kopie. 1a = Seite B, 1b = Seite A der *Abb. 1*. M. etwa 1:1.

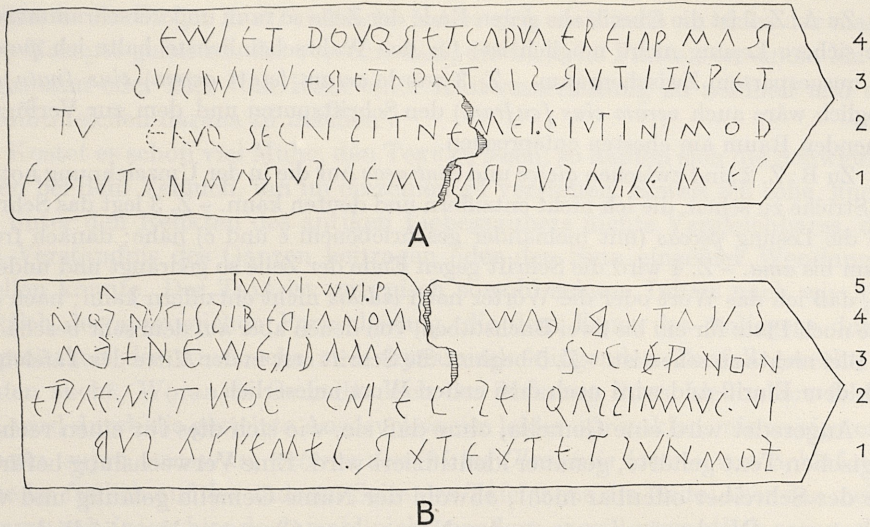


Abb. 1. Peiting, Ldkr. Schongau. Umzeichnung der lateinischen Inschrift auf dem Bleitafelchen. M. etwa 2:3.

durch die uneinheitliche Orientierung der einzelnen Buchstaben, die bald normal nach rechts gewandt, bald nach links gedreht und hin und wieder auch auf den Kopf gestellt sind. Für dieses geheimnistuerische Verfahren finden sich Parallelen in Texten ähnlicher Art<sup>3</sup>. Vermutlich sollte die magische Wirkung durch die Kryptographieverstarkt werden. Denn daß die Magie hier im Spiel ist, zeigt nicht nur die absonderliche Schrift, sondern auch die Bleitafel als Schreibmaterial. Bekannt sind die auf Bleifolien eingeritzten Defixionen, und in den Zauberpapyri spielt das Blei als Schrifttrager, insbesondere wo es sich um Liebeszauber handelt, eine große Rolle<sup>4</sup>. Wer freilich erwartet, nun einer der üblichen massiven Verwünschungen oder einer der in ihrer Art nicht weniger deftigen Formeln des Liebeszaubers zu begegnen, sieht sich enttäuscht.

#### A

- 1 *Gemella, supra mensuram naturae*
- 2 *domini tui Clementis iaces, qu-- ut*
- 3 *te patitur, sic tu patere --am eius --*
- 4 *ram, patere audacter, quod te iuve[st].*

#### B

- 1 *Somnus te tuetur, Gemella, sub*
- 2 *iugum missa q(u)iesce -- contineas te*
- 3 *non pe--s, ama Clementem*
- 4 *sic ut ubi eum non videbis, . . .<sup>6</sup> . . .s, qua-*
- 5 *plumbum ---a--.*

<sup>3</sup> Vgl. z. B. A. Audollent, *Defixionum tabellae* (1904) XLVI mit den dort zitierten Texten und A. von Premerstein, *Österr. Jahresh.* 9, 1906, 195f.

<sup>4</sup> Audollent a.a.O. XLVIIff. – K. Preisendanz, *Papyri graecae magicae* Bd. I (1928) n. IV Z. 330; n. V Z. 305; Bd. II (1931) n. XIII Z. 322; n. XXXVI Z. 1 und die in der nächsten Anmerkung angefuhrten Beispiele.

Zu A: Z. 2 ist die Oberfläche gegen Ende der Zeile so rauh und verschrammt, daß eine sichere Lesung nicht möglich ist; für das Wahrscheinlichste halte ich *quae ut* mit ausgespartem Zwischenraum. – Z. 3 würde *acram* (statt *acrem*) *eius [nabu]ram* (möglich wäre auch *veram eius [cu]ram*) den Schriftspuren und dem zur Verfügung stehenden Raum am ehesten entsprechen.

Zu B: Z. 2 sind zwischen *giesce* und *contineas* nur die in der Umzeichnung notierten Striche zu sehen, die ich nicht entziffern und deuten kann. – Z. 3 legt das Schriftbild die Lesung *peccas* (mit ineinander geschriebenem *e* und *c*) nahe; danach freier Raum bis *ama*. – Z. 4 wird die Schrift gegen Ende der Zeile so gedrängt und undeutlich, daß ich das Wort oder die Wörter nach *videbis* nicht entziffern kann; nach *qua* wäre noch Platz für ein bis zwei Buchstaben, von denen aber auf dem sehr beschädigten Blei nichts zu sehen ist. – Z. 5 beginnt die Schrift erst in der Mitte des Täfelchens nach dem Einriß und wird nach dem ersten Wort unleserlich.

Angeredet wird eine Gemella, ohne daß sie, wie sich dies für einen rechten magischen Text gehörte, genauer identifiziert wird. Eine Verwechslung befürchtete der Schreiber offenbar nicht, obwohl der Name Gemella geläufig und verbreitet war. Noch gängiger war der Name ihres Clemens. Verständlich wird diese schlichte Nennung der Rufnamen, wenn man an den Fundort des Täfelchens denkt: nicht eine Stadt, in der es sich empfahl, die Personen, die man verfluchte oder an sich zu binden suchte, eindeutig zu bestimmen, sondern eine Villa, in der kein Zweifel darüber bestehen mochte, wer die Gemella war und wer der Clemens. Und da das Täfelchen im Fundament einer Kammer des Hauses gefunden wurde, stellte wohl auch dieser Ort schon einen unmißverständlichen Bezug zu der Angeredeten her. Daß es ihre Schlafkammer war, legt der Inhalt des Täfelchens nahe, und er berechtigt uns auch zu der Annahme, daß Gemella nicht verheiratet war, da Clemens sich andernfalls einen unfreundlichen Hinweis auf ihren Ehemann schwerlich hätte entgehen lassen. Zur Lektüre des Mädchens war der Text allerdings nicht bestimmt, dagegen spricht sowohl die Verbergung des Täfelchens in der Mauer als auch die Geheimschrift, mit der es beschrieben ist. Vielmehr sollte wohl der im Gemäuer versteckte Text seine geheime Wirkung auf die Geliebte ausüben und sie in der gewünschten Weise sympathisch beeinflussen. Die Bleitafel mit ihrer magischen Schrift war gleichsam eine ständige eindringliche Mahnung an Gemella. Auffällig ist es, daß Clemens darauf verzichtete, die Hilfe von Göttern oder Dämonen in Anspruch zu nehmen. Anscheinend versprach er sich genügend Erfolg von seinen mahnenden Worten und der Wirkung des Bleis, es sei denn, daß er es nach irgendeinem magischen Ritual deponierte, zu dem ein Zauberbuch die Gebrauchsanweisung geliefert haben mochte. Die möglichen magischen Begleitumstände entziehen sich unserer Kenntnis, auch hat sich nichts von magischen Beigaben gefunden, was natürlich nicht besagt, daß sie gefehlt haben, da sie vergänglicher Natur gewesen sein können, wie z. B. Barthaare eines Katers, Milch einer schwarzen Kuh, in Quellwasser ertränkte Spitzmäuse und was dergleichen unfehlbare Zauberstoffe mehr sind. Der Bleistreifen selbst ist, verglichen mit den meist ganz dünnen Defixionstäfelchen, mit seinen 2–3 mm auffallend dick. Seine Beschaffenheit deutet darauf hin, daß er herausgeschnitten ist aus einem Bleigerät, das irgendeinem praktischen Zweck gedient haben mochte. Vielleicht war es nur die Bequemlichkeit des Clemens, die ihn das erste beste Stück Blei benützen ließ,

das ihm in die Finger kam, vielleicht hat er sich aber auch an eines der magischen Rezepte gehalten, die vorschrieben, die bleierne Platte von einem Maultiergespann oder Blei vom Rohr einer Kaltwasserleitung zu nehmen und ein Schreibtäfelchen daraus zu machen<sup>5</sup>.

Kostet es schon viel Mühe, den Text zu lesen, so häufen sich die Schwierigkeiten bei dem Versuch, ihn im einzelnen zu verstehen. Soweit ich sehe, findet sich unter den Relikten des antiken Liebeszaubers nichts Vergleichbares, das zum Verständnis des Ganzen beitragen oder den Sinn einzelner Wendungen erhellen könnte. Der Text ist untypisch sowohl seinem Inhalt nach wie hinsichtlich der sprachlichen Formulierung, die dem Ernst des Anliegens durch Gespreiztheit des Ausdrucks und rhythmisch klingenden Tonfall gerecht zu werden sucht. Woran es Gemella nach der Meinung ihres Liebhabers fehlen ließ, wird durch die gestelzte Ausdrucksweise leider nur unklar, mir wenigstens. *Gemella, supra mensuram naturae domini tui Clementis iaces* – von Schlaf und Ruhe ist freilich auf der anderen Seite des Täfelchens die Rede, aber das meint Clemens mit *iacere* hier doch wohl nicht, sondern er will vermutlich sagen, daß Gemella über das seiner Natur erträgliche Maß hinaus schlaff und teilnahmslos sei<sup>6</sup>. An diese betrübliche Feststellung schließt Clemens den Wunsch, wie seine Natur sich Gemella, so möge Gemella sich ihrerseits sein Ungestüm (oder seine liebende Sorge) gefallen lassen, herzlich gefallen lassen und Vergnügen daran haben. Die auffällige Verwendung des Wortes *natura* erweckt angesichts der besonderen physiologischen Bedeutungsnuance, die es im Lateinischen haben kann, den Verdacht, daß der Wunsch des Clemens nicht so dezent ist, wie dies auf den ersten Blick zu sein scheint. Es würde so auch verständlicher, weshalb Clemens sich den kryptographischen Umstand gemacht hat, anstatt sein Anliegen einem Briefchen an die Geliebte anzuvertrauen. Aber vielleicht tun wir ihm Unrecht, denn was er auf der anderen Seite des Täfelchens verschnörkelt, hält sich, wenn und soweit ich seine Intention richtig verstehe, durchaus im Rahmen dessen, was ein besorgter Liebhaber seiner Geliebten brieflich mitteilen kann. *Somnus te tuctur, Gemella* – wieder geht der Schreiber von einer Situation aus, die er fast möchte man sagen poetisch umschreibt, und wieder knüpft er daran seine Bitten und Ermahnungen. Ruhem soll Gemella, *sub iugum missa* doch wohl des Schlafs, vom Schlaf bezwungen, sie soll enthaltsam sein und ihrem Geliebten nicht untreu werden. Dies jedenfalls scheint der Sinn der mit *non* eingeleiteten Ermahnung zu sein, ob nun das Wort *peccare*<sup>7</sup> gebraucht war oder ein anderes sinnentsprechendes. Anscheinend hatte Clemens Anlaß, an der Beständigkeit der Liebe seiner Gemella zu zweifeln, und dieser Zweifel veranlaßte ihn auch zu dem weiteren Zuspruch, sie solle ihn auch dann lieben, wenn sie ihn nicht sehe. Was in diesem Zusammenhang der Hinweis (Z. 5) auf das Blei soll, erfahren wir leider infolge der Unleserlichkeit des Schlusses nicht. Das ist um so bedauerlicher, als Clemens hier vermutlich damit herausrückte,

<sup>5</sup> Preisendanz a.a.O. Bd. II n. VII Z. 397f. und n. X Z. 36f.

<sup>6</sup> Zu *iacere* in der hier angenommenen übertragenen Bedeutung vgl. Thes. ling. lat. VII 30.

<sup>7</sup> Es müßte dann allerdings heißen *non pecces*, und das steht sicher nicht da. Einen Schreibfehler anzunehmen, ist die einfachste, aber auch die am wenigsten befriedigende Lösung.

welchen speziellen Effekt er sich von der Verwendung des Bleiplättchens als Schreibmaterial versprach.

Auf die Frage, wann der Text geschrieben wurde, muß ich die Antwort schuldig bleiben. Weder Schrift noch Sprachform noch Inhalt scheinen mir ausreichende Indizien für eine genauere Datierung zu liefern. Ein Ansatz ins 2. oder 3. Jahrhundert empfiehlt sich aus allgemeinen, aber leider ziemlich unverbindlichen Erwägungen. Auch bezüglich der Herkunft und des Standes des Paares bleiben wir im ungewissen. Die Namen sind alltäglich, und literarische Bildung brauchte Clemens auch nicht zu besitzen, um dieses magische Liebesbillet zu verfertigen. Aber vielleicht entlocken bessere Kenner dieser Materie dem Täfelchen Aufschlüsse, die mir verborgen geblieben sind.

### **Neue Grabfunde des 4. und frühen 5. Jahrhunderts aus Krefeld-Gellep**

Von Renate Pirling, Krefeld

In unmittelbarer Nähe des römischen Kastells Gelduba, südwestlich vom heutigen Dorfe Gellep im Stadtgebiet von Krefeld, dehnte sich ein großes Gräberfeld aus, dessen Belegung im 3. Jahrhundert n. Chr. begann und die ohne jeden Bruch bis ins 7. Jahrhundert weiterging<sup>1</sup>. Nahezu 1200 Gräber wurden in den Jahren 1936–1939 und 1949–1955 von Albert Steeger, dem 1958 verstorbenen Direktor des Museums Burg Linn in Krefeld, aufgedeckt. Damit war der Friedhof aber keineswegs vollständig ausgegraben. Die Begrenzung stand lediglich für die Ausdehnung nach Osten und Westen einigermaßen fest, sie war im Norden mit Sicherheit noch nicht erreicht und auch nach Süden hin noch völlig offen.

Bald nach dem Tode Steegers wurde bekannt, daß auf dem bis dahin völlig un bebauten Gelände des Gräberfeldes im Zuge der geplanten Ausdehnung des Rheinhafens der Stadt Krefeld Industrie- und Lagerbauten errichtet werden sollten. Wenn auch diese Überbauung voraussichtlich erst in einigen Jahren akut werden wird, schien es doch ratsam, den Schwierigkeiten einer Notbergung beizeiten vorzubeugen. So führten wir in den Monaten Juli und August 1959 eine Grabung durch, die sich an die südliche Grabungsgrenze Steegers anschloß. Auf einer 40 m langen und 20 m breiten Fläche konnten weitere 50 Gräber freigelegt werden, 22 davon waren beigabenlos. Von den 28 Gräbern mit Funden gehören 23 dem späten 3. und dem 4. Jahrhundert an. Die restlichen fünf lassen sich ins frühe 5. Jahrhundert datieren.

Die südliche Grenze des Friedhofs ist aber auch jetzt noch nicht erreicht. Wir hoffen, die Grabungen in den nächsten Jahren weiterführen und damit dieses für die Frage der Kontinuität von der spätrömischen in die fränkische Zeit so aufschlußreiche Gräberfeld vollständig untersuchen zu können.

<sup>1</sup> A. Steeger, Germanische Funde der Völkerwanderungszeit aus Krefeld (1937). – Ders., Neue fränkische Grabfelder des 5.–8. Jahrhunderts am linken Niederrhein. Nachrichtenbl. Dt. Vorzeit 13, 1937, 122 ff.